

„Mensch und Hund – ein Terroranschlag und seine Folgen“, 15. Seminar über Großschadensereignisse der Arbeitsgemeinschaft Katastrophenvorsorge, ASB und Charité, Berlin 2008:42-44

Unmittelbare psychische Reaktionen nach einem Sprengstoffanschlag

Wolf R. Dombrowsky

Seit den Anschlägen vom 11. September 2001 ist Terrorismus beinahe zum Bedrohungsdogma geworden. Einer erregten politischen Debatte über staatliche Befugnisse, Verfassung und Freiheitsrechte stehen zunehmend monströsere Schrecken gegenüber: Schurkenstaaten, globaler Islamismus und Szenarien, die sogar Atom-, Chemie- und Biowaffen einschließen. Die Frage aber, wie Menschen während und nach Anschlägen reagieren, ist dem gegenüber eigenartig blass geblieben.

Hinter vorgehaltener Hand wird darüber am intensivsten diskutiert. Vor allem Einsatzkräfte nehmen die eklatante Kluft zwischen Schutzausrüstung, Ausbildung und Bedrohungsszenarien wahr sowie eine eigenartige Politisierung des gesamten Problemzusammenhangs entlang von „Zugangsberechtigungen“: Weil nicht alle Alles wissen dürfen, entstehen zunehmend Inseln besserer Kenntnis-, Versorgungs- und Chancenlage.

Das soziale Gift der Zugangs differenzierung ist so unvermeidbar wie janusköpfig: Die weniger wissen dürfen, fühlen sich ausgegrenzt, die mehr wissen dürfen halten sich nicht nur für „betriebswichtig“, sondern die „Unwissenderen“ auch für ein mögliches Sicherheitsrisiko. Insofern ist die Mehrheit *eo ipso* am Rande der Unzuverlässigkeit; in ihr hausen die Schläfer, Gefährder, Konvertiten, Sympathisanten, Rädelsführer und Amokläufer.

Der Weg zum Generalverdacht ist damit gepflastert. Kein einziges Szenario malt Bevölkerungsreaktionen in positiven Farben, als mobilisierbare Ressource, als Spontanhilfe, als Fundus für Solidarität, Information, Wachsamkeit und sozialen Zusammenhalt. Im Gegenteil: Bevölkerung ist immer synonym mit Massenhysterie, Panik, Hamstern, Plündern und allem anderen abweichenden Verhalten, für das sonst nur das Strafgesetzbuch zuständig ist.

Doch worauf gründet diese Erwartung? Auf realer Erfahrung, auf untermauerter Empirie? Dies ist die weitaus erklärungsbedürftigste Frage. Weltweit besagt die Empirie das Gegenteil: Die überwiegende Mehrheit ist und bleibt „zuverlässig“, ist und bleibt „Ressource“, gerät aber über die eigene Rolle in Zweifel aufgrund eines Behandeltdewerdens, als seien Zweifel an ihrer Zuverlässigkeit berechtigt.

Dies mag zuvörderst daran liegen, dass Orte von Anschlägen Tatorte sind und die Grundsätze polizeilicher und geheimdienstlicher Ermittlung zur Anwendung kommen. Alle am Tatort Befindlichen sind somit Zeugen und Verdächtige; Maßnahmen der Beweissicherung konkurrieren mit anderen Erfordernissen, zuweilen sogar mit rettungs- und sanitätsdienstlichen Maßnahmen, in jedem Falle aber mit den psychischen und emotionalen Bedürfnissen der Betroffenen.

Deren unmittelbare psychische Reaktionen korrelieren mit dem körperlichen Betroffensein, also Art und Umfang der Verletzung, dem verbliebenen Wahrnehmungsniveau und dem Grad der davon abhängigen sozialen Bezugnahme. Die Verletzungsmuster hängen von Art und

Intensität der Explosion ab, von der Entfernung zum Explosionsherd, den intermediären Medien, der Bekleidung und Körperlage zur Druckwelle und – den „Resilienzmustern“ im Kopf.

Vor allem dem letztgenannten Zusammenhang wird in Deutschland kaum Rechnung getragen, in Ländern hoher Anschlagshäufigkeit dagegen umso mehr. „Resilienzmuster“ meint den Gesamtvorrat an Vorstellungen, Anschauungen und Erwartungen („mind maps“), die den potenziell von Anschlägen Betroffenen verfügbar sind und an denen sie ihr Verhalten und Handeln ausrichten. Dies erklärt die empirische Ahnungslosigkeit jener, die glauben (und dies gelegentlich sogar lehren und publizieren), dass zwischen den Auswirkungen von Explosionen eines Anschlags, eines Unfalls, einer Katastrophe oder eines Krieges kein Unterschied bestehe. Tatsächlich sind die Unterschiede beträchtlich. So geht bei terroristischen Sprengstoffanschlägen zunehmend die Taktik dahin, einem Initialanschlag den eigentlichen Anschlag folgen zu lassen, um gezielt die positiven Bevölkerungsreaktionen und die institutionellen Solidarleistungen (RD, Notärzte, KatS) zu treffen, zu verzögern (durch zunehmende Eigensicherungen) und langfristig zu entsolidarisieren. Dem gegenüber kann sich bei einer „zivilen“ Explosion (z.B. Gasexplosion) innerhalb „normal-solidarischer“ Vergesellschaftung jeder darauf verlassen, innerhalb kürzester Zeit eine bestmögliche medizinische Versorgung zu erhalten. Eine Gewissheit, die unter Armuts-, Flucht-, Bürgerkriegs- oder Kriegsbedingungen zusehends schwindet oder sogar massiv in Angst und Misstrauen verwandelt wird, wenn „Kollateralschäden“ hinzutreten (wie Raub, Vergewaltigung, Verstümmelung, Beschuss).

Die Frage nach den unmittelbaren psychischen Reaktionen nach einem Sprengstoffanschlag muss also entlang der verfügbaren und das reale Handeln bestimmenden Resilienzmuster beantwortet werden. Sie ist damit erfahrungs- und kulturabhängig: Welche Erfahrungen hat die deutsche Bevölkerung mit Sprengstoffanschlägen? Die Antwort darauf ist ebenso ernüchternd wie einfach: so gut wie keine. Die RAF verfolgte ein grundsätzlich anderes „Anschlagskonzept“ als die gegenwärtig dominierenden Selbstmordattentäter des internationalen wie „home-grown“ Terrorismus fundamentalistischer Prägung. Die RAF zielte auf die Repräsentanten des politischen Systems, während der gegenwärtige Terrorismus zusätzlich die Strategie des „symbolic killing by random“ verfolgt. Diese Strategie zielt nicht auf bestimmte Menschen, sondern auf Konstellationen größtmöglicher Aufmerksamkeit.

Diese Strategie bedient und befeuert das *perpetuum mobile* einer massenmedial inszenierten Angstlust, die zugleich erregt wie terrorisiert: Wir können gar nicht genug bekommen vom globalen Grusel des Bösen und zugleich illustrieren wir damit unsere „mind maps“, die desto verletzlicher machen, je verkehrter sie sind.

So treffen beim Getroffenwerden zwei „Sensationen“ aufeinander, die weit eher falsch denn richtig verhalten lassen: Zum einen noch nie erfahrene Körperlichkeiten, buchstäblich „Treffer“ durch Druck, Splitter, Hitze, Schmutz, zum anderen mentale „Bebilderungen“ eines „grundlos Bösen“, das durch und durch widerwärtig, gemein und unrecht ist. Diese seelische Unschuld Quasi-Ungeborener verstärkt und vergrößert die körperlichen Treffer, lässt sie seelisch weit tiefer dringen als physisch mit der Folge, extremer aus den Fugen zu geraten als es der Fall wäre, wenn man angemessenere Resilienzmuster im Kopf gehabt hätte.

Die unmittelbar Betroffenen gehen buchstäblich im Schock zu Boden. Die Druckwelle schlägt auf die Thoraxwand und trifft die Lungen, Sehen und Hören werden geschädigt, mitgerissene Materialien und gewollte Beimengungen (Nägel, Schrauben etc.) führen zu großflächigen Verletzungen; die Hitzewelle bewirkt Verbrennungen und Sekundärbrände, bestimmte

Bekleidungsmaterialien verstärken die Brandeffekte. Schockwirkung und die Wahrnehmung der eigenen Verletzung lassen die Muskulatur versagen und Schamgefühle entstehen. Viele versuchen, gegen Schmerz und Versagen anzukämpfen, oftmals mit der Folge, immer tiefer in die Entkoppelung von normativ Erwünschtem und situativ Faktischem zu geraten und zu dekompensieren.

Normativ erwünscht ist all jenes Verhalten, das tapfer, beherrscht, mutig und fürsorglich ist. Viele ringen regelrecht um Fassung und um rollengerechtes Handeln – besonders als Vater oder Mutter oder als Funktionspersonal. Umschläge in Extreme nehmen unter derartigen Belastungen zu: Aggressivität, Unbeherrschtheiten, Schreien und Schimpfen, Beschuldigungen Dritter und, – seit Three Mile Island ein gern verschwiegenes Problem, der Flucht aus der Verantwortung.

Mit zunehmender Entfernung vom Explosionsherd verkehrt sich die Körper-Psyche-Relation: Bei abnehmenden Körpertreffern nehmen die psychischen Identifizierungsformen in dem Sinne zu, dass die mittelbar Betroffenen (Augen- und Ohrenzeugen, „By-Stander“, Neugierige, begründet und unbegründet Einströmende) in eine andere Kluft geraten und sie ausagieren, – die zwischen normativ Erwünschtem und engrammierten „mind-maps“. Die Bilder, die sie (jenseits eigener Erfahrungen) abgespeichert (engrammiert) haben, kollidieren nun mit den Imperativen nach Helfen, Vernünftigkeit, Solidarität und erhöhter Wachsamkeit. Schon im Alltag spürt man Veränderungen, zum Beispiel ein schleichendes Misstrauen gegenüber „arabisch“ aussehenden Männern oder Frauen mit Kopftuch. Unter dem psychischen Schock eines Anschlages können sich derartige Bilder bis zu Lynchjustiz oder Pogrom steigern.

Natürlich halten die Umschläge ins Sensationelle (=gesteigerte Empfindsamkeit) nicht lange an. Schon bei Gesunden, Unverletzten können weder Körper noch Psyche auf längere Distanz auf Volllast laufen, weit weniger bei Verletzten und Betroffenen. Gleichwohl ist jedes „Fehllaufen“ eine Verschlechterung jeder individuellen und insgesamt auch der kollektiven Befindlichkeit. Von daher liegt es auf der Hand, sich Bedingungen zu wünschen, unter denen das physische Getroffensein durch psychische Resilienz minimiert werden kann. So zweifelsfrei und unbestritten dieser Zusammenhang ist, desto unverständlicher ist die vorherrschende Fehlprogrammierung unserer kollektiven Resilienzmuster. Zu fragen ist, warum unvermindert in die negative Selbsterfüllung gestrebt wird, also in Bebilderungen aus dem beschriebenen Negativverhalten, statt „self-fulfilling prophecies“ anzustreben, in denen Vorbilder im Mittelpunkt stehen, die zum einen noch immer empirisch vorherrschend sind und die zum anderen normativ immer dringlicher wären, sollten sie empirisch tatsächlich nachlassen?

Aus dieser Perspektive ist es pädagogisch unverantwortlich, von der eigenen Bevölkerung anders zu sprechen, als es normativ erwünscht ist. Je mehr man den Teufel an die Wand malt, desto schneller kommt er zur Tür herein...